

Tod eines Lyrikers

In Deutschland weiß man allenfalls, daß sich der Dichter Josef Weinheber im Februar 1945 das Leben nahm. Man weiß zudem, und das besser, daß der Oesterreicher Weinheber, ein sprachmächtiger Lyriker, der vor und jenseits jener Art künstlicher Lyrik, die von Kolbenheyer bis Schumann üppige Blüten trieb, war, Verse geschrieben hat, die echt sind. Das bewahrte ihn freilich nicht davor, einen weithin sichtbaren Kotau vor den Herren des „Dritten Reiches“ zu tun. Wenn es heute einen Fall Weinheber gibt, dann nur insoweit, wie es bei ihm gleich einer Reihe anderer deutscher und ausländischer Dichter und Schriftsteller schade um die politische Fehlentscheidung ist, die sie getroffen haben. Weinheber nahm in dieser Gruppe fast eine Sonderstellung ein, so emphatisch war seine Huldigung vor den nationalsozialistischen Machthabern.

Daß der Fall Weinheber in Wirklichkeit von ganz anderer Art sei, will uns die österreichische Zeitschrift „Der Turm“ lehren. Diese herausgegeben von der österreichischen Kulturvereinigung, veröffentlicht Stücke aus dem lyrischen Testament Weinhebers. Er hat einen Gedichtband mit dem Titel „Hier ist das Wort“ hinterlassen. Das Manuskript enthält neun Zyklen: der sechste davon ist „Das Bekenntnis“ überschrieben: sechs Gedichte daraus, „Mit fünfzig Jahren“ genannt, werden im „Turm“ abgedruckt. Sie rechtfertigen, was die Zeitschrift kommentierend dazu sagt:

„Vielleicht, daß einer spät,
wenn all dies lang vorbei,
das Schreckliche versteht,
die Folter und den Schrei —
und wie ich gut gewollt
und wie ich böß getan.“ —

So heißt es dort. Gibt Weinheber eine Erklärung für sein Tun? Hier ist sie:

„Hinein geboren in mein Ich.
Ich hatte nichts zu tun, als echt zu sein.
Doch diese Welt stand fürchterlich
dagegen auf, mit blutigem Widerschein.
Nun steh ich da, entlaubt, entnervt, entehrt.
Und sie, die Zeit, sie hätte nichts daran
verschuldet? Wie die Zeit sich wehrt!
Sie schiebt es ab, sie spricht sich frei vom
Wahn —

Doch ich, für mich allein, muß meinen „Ruhm“
austragen dennoch: Niemals vorher war
einer so Volk. Und Volk ist Duldertum,
und ich ein Dulder, den das Volk gebar.“

„Der Fall Weinheber“, schreibt der „Turm“ dazu, ein Dichter, der die Gabe der Sprache hatte wie kaum einer neben ihm, ließ sich hinreißen zu Bekenntnissen, die ihn mit selbsteingestander Schuld beluden. Er beschloß, die Schuld durch den Tod zu sühnen und sich vor der Nachwelt selbst zu richten.“ Es wird dann weiter ausgeführt, wie Weinheber dazu kommen konnte, Ja zu sagen. „Weinheber war ein Dichter“, so schließt der Aufsatz, „er wird als Dichter bleiben. Er wird bleiben um der Gnade willen, die ihm zuteil geworden war ohne sein Verdienst, und deren Auftrag er nicht bis auf ihren letzten Sinn hin ermaß.“

Gegen all dies ist nichts einzuwenden. Nach der Katharsis dieses lyrischen Testaments und seinem Freitod wird Weinheber vielleicht einmal zu den Gestalten gezählt werden, deren Leben am Nationalsozialismus zur Tragödie wurde. Wir möchten trotzdem heute nicht die Forderung „Weinheber redivivus“ erheben. So lange wir noch so unmittelbar unter den Nachwirkungen der Ereignisse stehen, können wir denen, die durch ihre Haltung dazu beigetragen haben, den Nationalsozialismus hoffähig zu machen, nicht öffentlich verzeihen. Wir können es nicht, weil viele von uns noch nicht an den Punkt gelangt sind, den Weinheber offenbar erreichte, als er diese Verse schrieb. Was wir heute können, ist, die psychologischen Ursachen und Wege des Falles Weinheber wie die manches anderen Falles zu studieren, um daraus Lehren für uns selbst und die Zukunft zu ziehen, die der Zukunft zukommen.

Lizenzträger: Carl Wirths, Dr. Friedrich Middelhaue, Eugen Richter, Dr. Christian Gehring, Chefredakteur Dr. C. Gehring,
i. V.: Dr. Arnold Weingartner.

Verlag Westdeutsche Presse, G.m.b.H., Wuppertal-Elberfeld,
Neumarktstr. 50, Ruf 30001. Druck: W. Girardet, Wuppertal.
Anzeigen-Aannahme laut Anzeigen-Tarif Nr. 6
und aufliegenden Verlagsbedingungen.

Nichterbetene Manuskripte werden nicht zurückgeschickt.

Wuppertal-Elberfeld
Nr. 36.

Albert Berger

Der problematische Österreicher Weinheber

Vor vierzig Jahren schied der Dichter aus dem Leben

Genau einen Monat vor der Kapitulation Hitlerdeutschlands, an jenem 8. April 1945, an dem die Widerstandskämpfer Biedermann, Huth und Raschke in Floridsdorf von den Nationalsozialisten gehängt wurden und der Stephansdom in Flammen stand, beging Josef Weinheber, 53 Jahre alt, in seinem Kirchstetter Landhaus Selbstmord. Auf der Todesanzeige war zu lesen: „Professor Dr. h. c. Josef Weinheber, Schriftsteller, Senator der Deutschen Akademie, Mitglied des Justizprüfamt für die I. juristische Staatsprüfung, Präsident der Hölderlin-Gesellschaft in Wien, Ehrenmitglied der Akademie der bildenden Künste in Wien, Erstes Ehrenmitglied der Hammerling-Gesellschaft, Träger des Literaturpreises der Stadt Wien 1926, des Mozartpreises der Goethe-Stiftung, des Grillparzerpreises, des Ehrenringes der Stadt Wien, Inspektor im Post- und Telegraphendienst a. D. etc., etc.“

Mit Ausnahme des Preises der Stadt Wien von (richtig) 1925 und des Professorentitels (unter Schuschnigg, 1936) datieren sämtliche Auszeichnungen aus der Ära des Dritten Reiches: der Wiener Weinheber war in der Tat der berühmteste Lyriker NS-Deutschlands. Paradox genug – und erhellend für das ungeklärte Funktionieren der Bürokratie –, daß der Dichter, der bereits 1931 bis 1934 der NSDAP angehört und nach der von ihm erhofften „Heimkehr ins Reich“ brav seinen Erfassungsantrag ausgefüllt hatte, erst nach mehr als fünfjährigem amtlichem Hin und Her zwischen Wien und der Reichsleitung in München im März 1944 (rückwirkend mit 1. Jänner 1941) wieder Parteimitglied wurde – zeitlich in unmittelbarer Nachbarschaft mit seiner Rückkehr in die katholische Kirche, die er 1918 verlassen hatte: „Reversus in corde 26. 1. 1944.“

Der Dichter Weinheber, durch ein paar Huldigungsgedichte (unter anderem „Dem Führer“ und „Ode an die Straßen Adolf Hitlers“), die er auf Bestellung geliefert hatte, diskreditiert, ansonsten geehrt, angesehen und unbelastet, hat Österreich durch seinen Selbstmord eine Peinlichkeit erspart: In den fünfziger Jahren wäre er ein Fall für den Staatspreis gewesen, den seine Weggefährten Max Mell, Franz Nabl, Franz Karl Ginzkey, die gleich ihm den „Anschluß“ gefeiert hatten, ja tatsächlich erhielten.

Einen „Fall Weinheber“ gab es dennoch, als die katholisch-konservative Nachkriegszeit-

schrift der Österreichischen Kulturvereingung, „Der Turm“ (Redaktion: Egon Seefehlner), an den Dichter zu erinnern wagte. „Der Turm“ stellte im Frühjahr 1947 unter dem Titel „Josef Weinheber und sein Testament“ zwei bis dahin noch unveröffentlichte, selbstkritische Gedichte Weinhebers vor, „Als ich noch lebte...“ und „Mit fünfzig Jahren“, mit der im Begleittext erklärten Absicht, seinen „Fall“ – wiederholt wurde in den folgenden Einsendungen auf die Doppeldeutigkeit des Wortes angespielt – zur Sprache zu bringen.

Die beiden Gedichte, 1940 beziehungsweise 1942 entstanden, enthielten Reflexionen, Selbstvorwürfe und Rechtfertigungsgedanken des Dichters bezüglich seiner Stellung in der Zeit. Auf diesem Hintergrund sollten die erbetenen Stellungnahmen von Persönlichkeiten des Kulturlebens die Frage erörtern: „Inwieweit bleibt unbezweifelbar Dichterisches gültig, wenn es, aus der Zeit oder aus der Einstellung zu ihr, mit Irrtum oder gar Schuld belastet ist?“ Veröffentlicht wurden in den folgenden Nummern der Zeitschrift Briefe aus dem Inland und aus dem Exil, von Michael Pfliegler, Felix Braun, Alexander Lernet-Holenia, Edwin Rollett, Ernst Lothar, Theodor Kramer, Heinz Politzer, Edwin Hartl, Franz Theodor Czokor, und Auszüge aus Zuschriften ungenannter Leser. Die Initiatoren mußten jedoch resigniert feststellen, daß die Debatte sich rasch polarisierte – „die Frage, die wir aufgeworfen hatten, zielte auf eine Aussprache über die tieferen Gründe, die so etwas wie den Fall Weinheber überhaupt entstehen ließen; sie wollte nicht so sehr Gerechtigkeit (die in der heute noch unauweicheichen Zeitnähe doch wohl immer Selbstgerechtigkeit einschließen muß, Richtet nicht...!) als Verstehen und Lehre.“

Der Fall Weinheber verlor sich, als der Fall eines Toten, nach kurzem Aufblähen unter den weit aktuelleren Fällen lebender Zeitgenossen. Die Person und das Werk des Dichters wurden so jener geistigen Richtung überlassen, wie sie das 1950 erschienene Buch „Bekenntnis zu Josef Weinheber. Erinnerungen der Freunde“ repräsentiert, herausgegeben von Heinrich Zillich, mit Beiträgen unter anderem von Literaturkoryphäen der NS-Zeit wie Paul Alverdes, Hans Friedrich Blunck, Herbert Böhm, Bruno Brehm, Wilhelm Schäfer, Will Vesper und Josef Nadler, der in Österreich selbst zum „Fall“ geworden war, die Weinheber-Biographie verfaßte

(1952) und schließlich die erste, „gereinigte“ Gesamtausgabe besorgte (1953 bis 1956).

Eine Erörterung der Voraussetzungen und der Gründe für den „Fall Weinheber“ fand auch später nicht statt. Den einen, den Unerschütterlichen, die an kritischer Lektüre kein Interesse haben, blieb Weinheber in unerschütterlicher Übertreibung „der bedeutendste deutschsprachige Dichter der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts“ (zu lesen in der „Jahresgabe der Weinheber-Gesellschaft“, 1982/83); die anderen, skeptische Literaturhistoriker der jüngeren Generation, bescheinigen ihm immerhin, er sei der einzige einigermaßen bemerkenswerte Lyriker zwischen 1933 und 1945. „Wien wörtlich“ hält bei den Wienern die Erinnerung wach, ansonsten aber drückt sich Österreich um diesen Autor, dessen Hauptwerke von „Adel und Untergang“ (1934) bis „Kammermusik“ (1939) bis Kriegsende eine Auflagenhöhe von weit über 200.000 erreichten („Hier ist das Wort“ ist posthum 1947 erschienen). Die wissenschaftliche Neuausgabe, die endlich den ganzen Weinheber präsentieren sollte, ist mangels Subventionierung völlig ins Stocken geraten.

In der Tat: Weinheber ist kein Ausstellungsstück wie andere österreichische Größen, kein Dichter zum Herzeigen, sondern ein Problemfall, den man lieber ruhen läßt, obwohl gerade an ihm einiges über die „österreichische Seele“ zu lernen wäre.

Ein Literaturkritiker schrieb in seiner Stellungnahme 1947 an den „Turm“ unter anderem: „Weinheber war ein großer Dichter, aber leider kein Antifaschist. Antifaschisten gibt es heute viele, aber leider keinen, der ein großer Dichter wäre.“ Das verführerische Wortspiel läßt immerhin die Möglichkeit offen, daß Weinheber – auf österreichisch – doch „ein bißchen ein Faschist war“, und das ist nicht wegzuleugnen. Er fühlte sich als und war Mitglied der „Bewegung“, ein Mitläufer höheren Grades, der den Herrschaften, wenn sie ihrer bedürftig waren, die poetischen Schnörkel lieferte, aus Eitelkeit, Ahnungslosigkeit oder Verblendung – wer sich gänzlich frei von Verführbarkeit weiß, werfe den ersten Stein. Aufschlußreicher als solche Zurechnungsverfahren ist die Frage nach dem Zusammenhang beziehungsweise nach dem Auseinanderfallen von künstlerischem Wollen und tatsächlicher Leistung, Absicht und Wirkung.

Das Argument, Weinheber sei zwar „ein großer Dichter, aber leider kein Antifaschist“ gewesen, operiert mit dem für die deutsche Geistesgeschichte charakteristischen Topos von der Autonomie der Kunst, die von den wechselnden Erscheinungen des Lebens und der Geschichte völlig unabhängig sei. Die seit den Tagen des deutschen Idealismus geläufige Rede von der Autonomie der Kunst hatte ihren guten geschichtlichen Sinn darin, dem neuen bürgerlichen Freiheitsbewußtsein ein ästhetisches Äquivalent zu liefern. Aber schon im 19. und mehr noch im 20. Jahrhundert traten die Sphären Kunst und Leben in konservativen ästhetischen Bewußtsein in einer heillosen Spaltung auseinander.

Für Weinheber – und nicht nur für ihn – wurde die Dichtung zum absoluten Gegenpol der verwirrenden, rapide sich verändernden persönlichen, sozialen und politischen Lebenswirklichkeit. Noch der letzte Gedichtband „Hier ist das Wort“, geschrieben in den vierziger Jahren, verkörpert die Geste jener hybriden Selbstbehauptung, die ihn schon 1926, als er noch einer von den vielen war, die auch Gedichte schrieben, sagen ließ: „Die mit mir leben, sind mir längst gestorben. / An ihrer Nacht hab ich das Recht erworben / Unangestast an mein Licht zu steigen.“

Hier, in dieser manischen Ichbesessenheit, die Kunst nur unter feudalen Machtkategorien denkt (Adel, Größe, Unantastbarkeit, Dauer usw.), liegt der Keim für den politischen Irrweg Weinhebers. Einerseits mit allen Fasern des Herzens an Wien, an der heimatlichen Aura hängt, sucht er andererseits einen überindividuellen Bezugspunkt in der „deutschen Einheit“, wie sie die gesamte deutsche Geschichtsschreibung der Wiener historischen Schule (Srbik) propagierte. Was dazwischen lag – Österreich, die Republik, die Parteien, die politischen Institutionen und Verbände –, interessierten ihn nur, sofern er sie als Vehikel für sein Geltungsstreben als „singulärer Künstler“, als der Lyriker nach Rilke und George, benützen konnte. So sah er auch im Nationalsozialismus lediglich ein Transportmittel, dessen er sich für seine Ziele zu bedienen meinte, während die politische Macht ihn längst für ihre Zwecke in Dienst genommen hatte. Als er in den vierziger Jahren diese Umkehr wahrnahm, fand er keinen Ausweg mehr.

Die Wurzeln für diese Aufspaltung in ein kleinbürgerlich-verängstigtes und in ein herrscherlich-aristokratisches Ich liegen tiefer. Weinheber selbst betonte zeit seines Lebens in einer Mischung aus Stolz und Entschuldigungsgeste seine proletarische Herkunft: „Sohn eines Kellners und einer Weißnäherin“. Schon als Sechsjähriger nach der Trennung der Eltern vorübergehend in eine Erziehungsanstalt abgeschoben, mit 12 Jahren Vollwaise, nach dem Scheitern am Mödlinger Waisenhausgymnasium unter anderem als Fleischhackergehilfe und Kutscher tätig, ehe er 1911 eine Stellung im Postdienst erlangte, entwickelte er aus dem Gefühl sozialer Deklassiertheit in den Jahren des Ersten Weltkriegs das Bewußtsein, ganz auf sich allein gestellt, sprachbegabt, autark und ohne den Hintergrund eines bürgerlichen Bildungsmilieus, als Dichter durch die Darstellung seiner persönlichen Seelenprobleme der ganzen Menschheit sagen zu müssen, was sie leidet.

Schon seit seiner Gehilfenzeit hatte er seinen Wissensdurst im Volkshaus Ottakring

eklektizistisch und autodidaktisch gestillt und sich eine religiös gefärbte Anthropologie des Leidens und des „nackt Menschlichen“ zurechtgelegt, die mit seinen Isolations- und Depravierungsgefühlen korrespondierte, während er sich nach außen hin als begabter Sänger, Musikant, Poet, als trinkfreudiger und im vorstädtischen Dirnenmilieu bewandelter Kumpan gab.

Worauf es ihm dann, seit den frühen zwanziger Jahren, ankam, war, die poetologische Grundlage zu finden, die seinem hochgesteckten Ziel, das „nackt Menschliche“ und die „geklärte Menschlichkeit“ künstlerisch zur Geltung zu bringen, genügen konnte. In der konservativen, mystisch grundierten Sprachlehre von Karl Kraus meinte er, den Raum gefunden zu haben, in dem das persönliche Ich sich zum Menschheitssubjekt ausdehnen konnte. Was das Abendland an lyrischen Dimensionen eröffnet hatte, von der

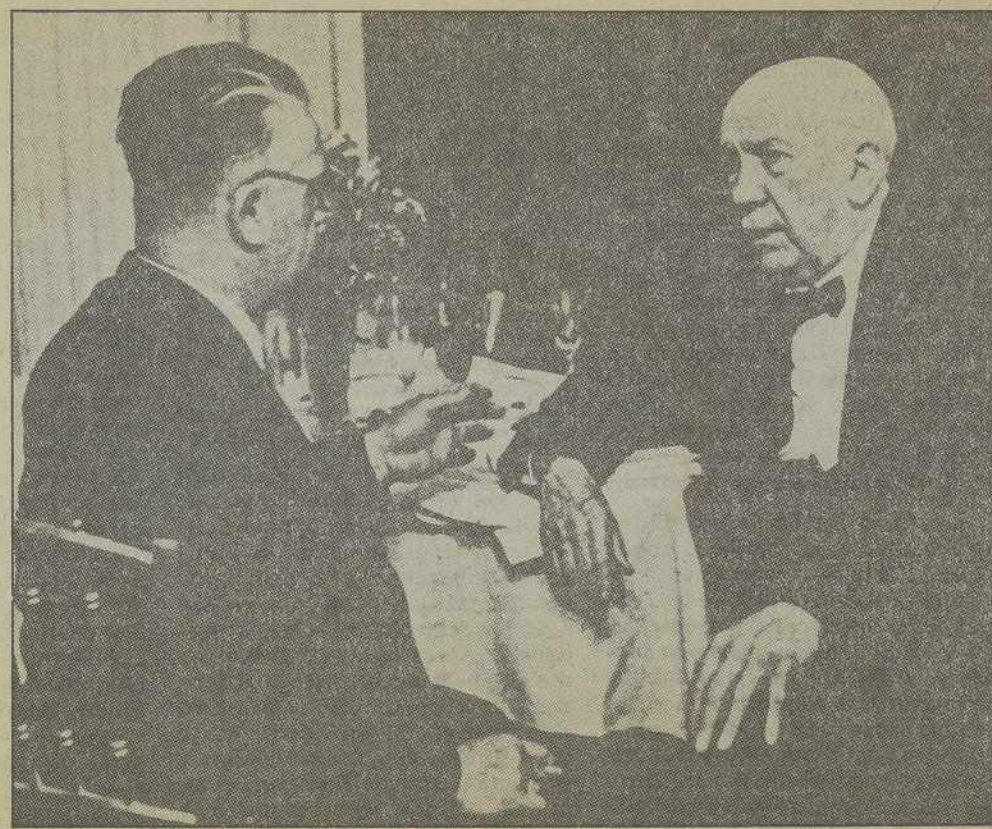


Photo: Archiv

RICHARD STRAUSS UND WEINHEBER IM JAHR 1942

Zum 50. Geburtstag Weinhebers vertonte Strauss zwei seiner Gedichte

Sappho, von Alkaios, Horaz, über Michelangelo zu Hölderlin und Rilke, wollte er für die Gegenwart in sich zusammenfassen, als Über-Dichter mit dem Anspruch des „Sehens“. „Ich will nicht ein Lyriker sein, ich will der Lyriker sein. Wenn Lyrik genannt wird, soll es Weinheber heißen, Weinheber und Lyriker ein und dasselbe“, äußerte er 1926. Darum lernte er autodidaktisch Latein, Griechisch, Italienisch, und die Aneignung aller Gedichtformen seit der Antike verstand er nicht als epigonenhaft, sondern als Rückbindung an die abendländische Humanitas.

Die Gegenwart empfand er als chaotische, „verrottete Zeit“, die ihm das „Menschliche“ zu zerstören schien, dessen Bedrohung er selbst, durch Erziehung und Weininger-Lektüre bestärkt, vor allem als Gegensatz zwischen Geist und Geschlecht, männlicher Autonomie und Verfallenheit ans Triebhafte erlebt hatte. Daß das Wesen des Mannes im Geist, das der Frau in absoluter Sexualität bestehe; daß die Errettung vor der „unteren“ Welt (Sexualität, Trieb, Geschäft, Politik) nur von „oben“, vom Mann-Geist (Reinheit, Tapferkeit, heroische Haltung, „Adel“) kommen könne: Diese manichäische Zweiteilung der Welt aus dem Ungeist von Otto Weiningers „Geschlecht und Charakter“ verknüpft Weinheber, auch hier Karl Kraus folgend, mit der Sprache. Die Sprache verkörpert als Material des Sprachkünstlers das weibliche Prinzip schlechthin, sie ist Hure, Geliebte, Mutter, Heilige, Göttin; hier hat der männliche Geist sein Betätigungsfeld, indem er, das weibliche Sprachmaterial formend, dem männlich-geistigen Prinzip zur Gestaltwerdung in der Kunst verhilft.

Die zeittypische, aus Männerwahn und Männerangst genährte Sexualgeometrie von Sprache und Geist, die Weinhebers Werk bestimmt, wäre nicht soviel Aufhebens wert, bildete sie nicht zugleich eine der Brücken, auf der seine dichterische Metaphysik und die faschistische Ideologie sich begegnen. Denn die Sprache, „Göttin des Worts“, „königliche aller Frauen“, die allein ein echtes Liebesgedicht wert sei, umraunt als „dunkle Geliebte“ und „heilige Mutter“ („Hymnus auf die deutsche Sprache“) – Mutter Sprache und Muttersprache zugleich –, verschmilzt ihm mit der Volkstumsideologie. In der Muttersprache glaubte Weinheber, durch die Zeugungskraft des menschlich-männlichen Geistes das Wesen der Dinge, die Geschlechterpolarität, das Wesen des Menschen (und das heißt immer: des Mannes!) „deutsch“ darzustellen; er meinte, wenn er von Deutschland sprach, das „innere Deutschland“, nicht das politische, aber vor lauter „Wesen“ entschwand ihm der Sinn für das Wesentliche der Zeit.

Dabei war er keineswegs taub für die Gefahr hohler Erhabenheit in seinem enormen kunsthandwerklichen Können, und die Phasen der gesteigerten Selbstherrlichkeit wechselten mit solchen tiefsten Selbstzweifels, wie aus den Briefen hervorgeht. Als er 1936, nach einhalb Jahrzehnten verbitterten Ringens um öffentliche Anerkennung, durch „Adel und Untergang“ (1934) schlagartig berühmt geworden, in München den Mozartpreis erhielt, sagte er in seiner Dankesrede, daß sein

Ruhm wohl auf einem Mißverständnis beruhe. In Kurzform bedeutet das, er sei eigentlich kein Dichter für, sondern gegen diese Zeit.

Doch das „Mißverständnis“ durch seine folgenden Werke zu beseitigen, hatte er nicht die Fähigkeit. Dazu hätte es einer anderen, weniger metaphysischen Sprachtheorie und Poetik bedurft. Die seinen Gedichten immanente Haltung in Motivatik und Wortbestand blieb weiterhin so ambivalent, daß sie in der zeitgenössischen Rezeption problemlos in den ideologischen Diskurs der NS-Kulturpolitik integriert, gegebenenfalls aber ebenso gut wieder herausgelöst und als „rein ästhetisch“ aufgefaßt werden konnte. Den inneren Bezug seiner Kunstmetaphysik zur Ideologie des Regimes konnte und wollte er sich nicht eingestehen.

Im Spätsommer 1938, nach der Enttäuschung seiner „Anschluß“-Euphorie, spielte Weinheber mit dem Gedanken an Emigration. Es kam nicht dazu; der Bruch mit dem Dritten Reich hätte den Bruch mit seiner seit den zwanziger Jahren festgefahrenen Weltanschauung und Poetik und mit seinem Selbstverständnis als Dichter bedeutet. Der Preis, den er für die Fortsetzung seines Weges als angesehener Lyriker im Dritten Reich entrichtete, war hoch. Als Redner beim Großdeutschen Dichtertreffen in Weimar im Herbst 1938 pries er Hitlers „Mein Kampf“ als

ALS ICH NOCH LEBTE...

Jambus (scenicus)

Als ich noch lebte, lag mir das Gewand des Körpers um wie eine Last, nicht schön genug erschien mein Wandel, jeder Narr vermaß sich des Gerichts, der Schwächste noch, scheeläugiger Beztichtigung nie gram, erheuchelte an meinem Tun zuletzt sich seine Tugend, rettete sein Nichts vor meinem All mit Hinweis auf mein Herz, das schwach war und geneigt verstehendem Gift...

Wie zitterte, als ich noch lebte, dies beklommne Etwas in der Brust, von Furcht zu Furcht gepiepscht, und tiefer Jahr um Jahr in Trauer fallend, mitvererbter Schuld in gleichem Maß anheimgegeben wie gehäufter Unbill, Menschennot und Krieg, anheim dem Kummer um die Sprache, die geschlagen floh, als ich noch lebte, ganz geschlagen, so, daß keine Zuflucht mehr sich bot, den Schmerz zu messen, keine Wahl gestattet war und in das Tier hinab, das röhelnde, der edle Ruf verfiel...

Ist von des Sterbens letztem Krampf, der Qual, die ihm vorausging (allem Menschsein gleich nahm ich das Kreuz auf mich), ist von dem Tod noch ein Erinnern? Was so wichtig schien, als ich noch lebte, bloß ein Augenblick im Rauschen der Äone, farblos steht und fern dies Ungefahr im Nachgefühl des Spätesgeborenen, der mit meinem Geist hier Zwiesprach hält, als wäre nichts geschehn inzwischen: millionenfacher Tod nach meinem, millionenmal das Leid, entzündet und verlöscht, und fortgesetzt menschlicher Würde Kränkung, fortgesetzt der Täter wilder Irrtum nicht geschehn...

Wie lange bin ich tot? Wie lange schon zu kränken nicht in jenem Reich, vor dem die Brust, als ich noch lebte, Bangen trug? Ich weiß es nicht. Die mörderische Zeit, so furchtbar dem, der selbst noch zeitlich ist, erstarb dem Geist. Der Toten schwebend Maß ist meins und unzerstörbar hier wie dort.

Von gottgeweihtem Port ist mir erlaubt zu reden, und es bleibt die Sprache nun mein ein und alles. Wie die Toten ja erst rein die Sprache haben und in ihr verherrlicht sind. Ich sehne mich nicht mehr nach andrem. Hier ist Dauer. Hier erst bin ich sicher mein. Kein klobiger Pirat verrückt mir mehr den Satz von seinem Ort, Blut ward Rubin und Träne Diamant, und aus dem armen Erdenangesicht wuchs ein Gestirn, verkündend Tag und Traum. Wer lebte so wie ich? Und pochte so mit hartem Knöchel an die Wand der Welt und hätte gegen jede Zeit wie ich ein randvoll Recht? Als ich noch lebte, muß' ich zu den Blumen gehn. Vorüber jetzt. Von höherer Macht zur Herrschaft eingesetzt, besteh' ich auf der Macht:

Ich lebe fort.
Dort war es Nacht. Hier nicht. Hier ist das Wort.

„So zog es dich zu ihnen, die marschier-
ten;
wer weiß da, wann du auf dem Marsch ins
Nichts
gewahrt der Zeichen wurdest, die sie
zierten?“

Du liegst gefällt am Tage des Gerichts.
Ich hätte dich mit eigner Hand erschla-
gen;

doch unser keiner hatte die Geduld,
in deiner Sprache dir den Weg zu sagen:
dein Tod ist unsre, ist auch meine
Schuld.“

Sein „Fall“ war ein durchaus österreichischer, in der vollen Zweideutigkeit des Wortes.

Albert Berger ist Ordinarius für Germanistik an der Universität Klagenfurt.

Unvergessener Sänger Wiens

NUR DAS OFFIZIELLE ÖSTERREICH HAT WEINHEBER BIS HEUTE NICHT ZUR KENNTNIS GENOMMEN

Von Richard Barta

Fünfundsechzig Jahre alt wäre Josef Weinheber am 9. März geworden. Können wir uns das vorstellen? Weinheber als 75-jähriger, in der Würde und Abgeläutetheit des Greisenalters? Und das feierliche Getöse um ihn, Weinheber-Festschriften, Weinheber-Schallplatten, Weinheber-Gedenkfeiern und -Gedenksendungen, ein akademischer Festakt, vielleicht ein Päckelzug wie bei der Schiller-Feier, das Ehrenkreuz für Kunst und Wissenschaft, gestelzte Artikel und gehässige Polemiken. Können wir uns das alles vorstellen?

Oder, daß er vielleicht irgendwo vergessen im Salzburgerischen lebte, wohin er sich 1945 geflüchtet hätte, denn sein Haus in Kirchstetten, das wäre ja entnazifiziert worden. Ein Kulturbund würde sich an ihn erinnern, einige Literaturhistoriker sich um ihn streiten, hinaufloben und herunterkanzeln. Und er wäre tot, auch wenn er noch leben würde, einer der längst vergessenen Dichter der Zwischenkriegszeit. Können wir uns das vorstellen?

Das Merkwürdige ist, wir können uns Weinheber nicht als lebenden Menschen vorstellen. Und doch wissen wir, wie sehr er lebt, lebt wie kaum ein Dichter dieses Jahrhunderts, in dem Volk lebt, aus dem er stammte und dessen Sprache er sprach.

Jeder Tote stirbt uns zu früh. Als aber Josef Weinheber am 13. April 1945 in seinem Haus in Kirchstetten, an der Westbahn vor Sankt Pölten gelegen, den Tod fand, war er am Ende. Ob dieser Tod ein gewollter und gesuchter war oder ob er mit der Überdosis Schlafmittel nicht nur seine Schmerzen betäubte, sondern auch das Schicksal herausfordern wollte, ihn der eigenen Entscheidung über sein weiteres Leben zu entheben, er war mit sich und der Welt am Ende, oder vielleicht besser gesagt: er war fertig. Gesundheitlich vor allem, aber auch seelisch und geistig. Es war nicht so, wie man es sich nach 1945 etwas zu einfach auslegte, daß der „poeta laureatus“ des Dritten Reiches, der Staatsdichter Großdeutschlands, sich das Leben nahm, stöhnend, wie man anerkennend bemerkte, als dieses Dritte Reich, dem er sich verschrieben oder verkauft hatte, am Schindanger der Geschichte kreperte. Er war es nicht. Was seine Freunde immer wußten, wird heute auch der Weinheber-Forschung bewußt. Er war kein Barde des Dritten Reiches, er war aber auch kein Alibisucher in letzter Stunde. „Meins hieß immer: der Mensch, aber der / schändet mein Untergang. / Blut, Mord, Frevel, Beizicht: / das ist der Mensch. — Und ich / trage sein Angesicht“, klagt Weinheber in seiner Lebensbeichte.

1922 hat Josef Weinheber eine Elegie auf den Tod eines alten Wieners geschrieben. Dort heißt es: „Da er starb, erzitterte dumpf dieser Stadt / Wahrzeichen mitgetroffen bis in den Grund, / uralten, heiligen Domes ein Quaderstein / barst, da den Sarg die bergende Scholle empfing. Einer losch aus, und in Trauer aufschauend, sehn / wir gewaltigen Tod: es stirbt eine ganze Stadt.“

Als Josef Weinheber 1945 starb, da starb auch eine Stadt und ein Land, das Gabled sangen ihm die Stalinorgeln, die Front ging mitten durch das niederösterreichische Land vor Sankt Pölten, und auch ein Quaderstein, mehr noch, die Glocke barst und schmolz des „uralten heiligen Domes“. Die Fackel des brennenden Stephansdome war eine Totenfackel. Aber nicht nur eine Totenfackel, sie war doch gleichzeitig das Flammenzeichen für das Wiederaufstehen des Landes. Warum hatte Josef Weinheber dieses Aufstehen, dieses Wiederaufstehen Österreichs, das er so ersahnte, nicht abgewartet?

1939 erschien im Band „Kammermusik“ das Gedicht „Geliebte mir geraubt“. Es beginnt: „Da die Freude tot ist / und die Stimme auch, / da das Herz in Not ist, / armer Hauch.“ Und es endet: „Was geliebt wird, flieht nicht — / hab ich einst geglaubt, / Was geliebt wird, flieht nicht: / doch es ward geraubt, / Wie du, Liebste, klein bist, / fort, doch schöner schön, / wirst du, weil du mein bist / aufersteh.“

Es war ein Schlüsselgedicht: das Schlüsselwort heißt Österreich. Für Weinheber war immer das Wort, der Name mehr als eine Chiffre der Kommunikation, mehr als eine bloße Bezeichnung. „Also war ich Gespräch. Es lehrte mich aber / Hoffart die Schlange mit erfundenen Namen / schmückt ich die Dinge, nannte Stern einen Stern und / das was niemand sahe, nannte ich Zeit. Von / da

war Leid in der Welt und Tod; und die Sünde, / Gott sein zu wollen.“ (Orgel, Den Manen Anton Bruckners in „Kammermusik“.) Die Auslöschung des Namens Österreich hat Weinheber daher zutiefst getroffen und geschnitten. Eine der unzähligen Weinheber-Anekdoten, die während des Krieges von Mund zu Mund gingen als Beispiel: Es muß 1939 gewesen sein, nach der Auflösung des Landes Österreichs, der Einrichtung der Reichsgaue und der Umbenennung Nieder- und Oberösterreichs in Nieder- und Oberdonau. Weinheber sitzt mit Freunden beim Wein. Er wird immer stiller, brütet vor sich hin. Dann murmelt er: „A Wassermann bin i, a Niederdonauer, a Wassermann.“ Und plötzlich ein Aufschrei: „Den Nam hams uns gestohlen, den Nam hams uns gestohlen.“ Und er schluchzt wie ein kleines Kind.

Im Mai 1945 war es. Wir hatten uns, zwei Wiener, nach der Kapitulation selbständig gemacht, den noch immer amtierenden Heeresreifen ausweichend, die uns in Aufnahmestellen einweisen wollten, der Ami sollte sie übernehmen, der Iwan hat sie dann übernommen, und nach Wien durchgeschlagen. Wir waren auf Schleichwegen nördlich der Donau gezogen, haben Straßen und Brückensperren in weitem Bogen umgangen, waren über einen tief im Wasser hängenden Bogen der Floridsdorfer Brücke geklettert und standen nun im dämmernden Abend in Döbling. Um acht Uhr durfte niemand mehr auf der Straße sein, hatte uns eine Frau gesagt, die in den sonnegebräunten Männern in Räuberzivil heimkehrende Soldaten erkannt hatte. Wohin aber in Döbling? Mein Freund war auf der Wieden und ich in Simmering zu Hause. Da erinnerte er sich eines Bekannten in der Peter-Jordan-Straße. Bei diesem fanden wir Aufnahme, ein Nachtlager und nach Tagen wieder ein warmes Essen, auf der Herdplatte gebackene Brotfladen. Nach den ersten Worten der Begrüßung, des Fragens und der Verwunderung erfuhren wir es. „Habt ihr schon gehört?“, sagte der Hausherr, „der Weinheber ist tot.“ In die Freude des Wieder-Daheim-Seins, in das Glück, das Inferno lebend überstanden zu haben, mischte sich die erste Trauer.

Weinheber war tot. Um diese Trauer, diesen Schmerz zu verstehen, muß man wissen: Wo immer ein paar Wiener im Krieg zusammenkamen, da war einer dabei, der einige wenige Verse Weinhebers kannte und gelegentlich auch einer, der „Wien wörtlich“ in seinem Gepäck mitschleppte. Und wenn er dann daraus vorlas, das Selbstgespräch eines Biertrinkers. „Wann i, versteht, was z'redn hätt, i schaffert alles a...“ Die Heurigenrhapsodie „Hau di zucha, alter Spezi“, oder die den Mund wässernde Speisekarte des Phäaken „I hab sunst nix, drum hab i gern a gutes Papperl, meine Herren...“ Aber auch den „Praterspaziergang“, den „Sonntagsausflug“ und natürlich das von allen mit beifälliger Kopfnicken bekräftigte „Wienerisch“: „Deutsch und i kanns i mei Muattersprach, / aber des is halt des Gfrett, / i grat in so vieln mein Vatern nach / und der hat weanerisch g'redt...“

Da war, als sie mit Weinheber und durch Weinheber „weanerisch“ redeten, die Wiener, irgendwo verschlagen, ein Stück Heimat um sie, auch ein Stück Vaterland, die verlorene, geraubte Geliebte, da war um sie, um es hochgestochen auszudrücken, etwas von der „Selbstidentifikation eines Volkes“ zu spüren. Und Weinheber war nun tot. So tot, wie nur ein österreichischer Dichter tot sein kann. Im Leitgedicht von „Wien wörtlich“: „Wir Wiener“ hatte Weinheber geschrieben: „Am Graben die Gesichter sind uns vertraut zur Not, / doch alle unsere Dichter seit Grillparzer sind tot.“

Nach 1945 gehörte Weinheber zu den ganz toten Dichtern. Ein falsches, verlegenes Schweigen legte sich um ihn. Das neue, das widererstandene Österreich wußte mit ihm nichts anzufangen. Es waren Emigranten, jüdische Emigranten in England und Amerika, die in ihren ersten Briefen in der Heimat fragten: Was ist mit Weinheber, warum schweigt ihr Weinheber tot, euern und unseren größten Dichter dieses Jahrhunderts, den größten Lyriker, den unser Volk hervorgebracht hat, nur weil er euch politisch eine Verlegenheit bedeutet? Langsam hob sich der Vorhang des Schweigens. Die ersten Weinheber-Schriften erschienen, der Verlag Otto Müller in Salzburg brachte unter der Leitung von Josef Nadler die erste Gesamtausgabe. Die großen Sprechkünstler und Re-

zitatoren nahmen ihn auf ihr Programm. Bei einem Weinheber-Abend hatte man immer ausverkaufte Häuser.

Das offizielle Österreich, vor allem das offizielle Wien, hat ihn noch immer nicht zur Kenntnis genommen. Keiner der üblichen kommunalen Ehrungen, für so viel mediokre Geister bereit, wurde er für würdig erachtet. Es gibt keinen Weinheber-Hof in Wien, keine Weinheber-Gasse, der Stadt, der er ein dichterisches Denkmal schuf wie es keine Stadt der Welt besitzt, ist er noch immer eine Verlegenheit.

Aber was schadet's? Wenn er für die Offiziellen tot ist, im Volk lebt er, wie kein Dichter dieses Jahrhunderts in diesem Volke lebt. Nicht nur in der Generation, die ihn noch kannte, die den Klang seiner Stimme noch im Ohr hat, Weinheber lebt auch in einer Jugend, der seine Zeit und ihre politischen Wirrsale fremd sind. Seine Verse sind populär wie keine Verse sonst. Wer weiß, wie hauchdünn die Schicht ist, die vom modernen Literaturbetrieb erfaßt wird, wer in Rechnung stellt, daß das Volk der Wiener weniger den Dichter als den Interpreten schätzt, daß der Dichter hier immer hinter dem Schauspieler zurücktritt, muß erstaunt und überrascht feststellen, daß einem Volk, daß einer Jugend, der in ihrer breiten Masse außer einigen Schulgedichten und Schlagertexten Lyrik vollkommen fremd ist, die Verse Weinhebers vertraut sind. Bruchstückhaft oft und manchmal nur sprichwörtlich gebraucht, aber eben deshalb vertraut wie ein Kinderreim oder ein Volkslied.

Wann immer Weinheber-Gedichte neu aufgelegt werden, sind sie ein Verkaufsschlager. Aber nicht nur hier in Wien. Der letzte, große Sammelband stammt von einem Hamburger Verlag und stand lange Zeit an der Spitze der Verkaufserfolge. Eine Buch-



„NICHTS ZU TUN, ALS ECHT ZU SEIN“ Der Vierundzwanzigjährige 1916, drei Jahre, nachdem das erste Gedicht veröffentlicht worden war.

gemeinschaft, die bei ihren großen Auflagen ein entsprechendes Publikumsinteresse voraussetzen muß, war vor Weihnachten mit ihrem Weinheber-Band ausverkauft. Wo können heute noch, wenn man von den Klassikern absieht, die aus Bildungsbefissenheit in den Kasten gestellt werden, noch Lyrikbände in den großen Auflagen einer Buchgemeinschaft verlegt werden?

Als während der NS-Zeit Freunde Weinheber vorwurfsvoll fragten, warum er denn ein Hitler-Gedicht gemacht habe, antwortete er in seiner kindisch-protzigen Art, bewußt und provokatorisch ins Maßlose ausweichend: „In tausend Jahren wußt ka Mensch mehr, wer der Hitler war, aber meine Gedichte leben a no in tausend Jahr.“ Seine Gedichte leben, wir wollen es auf das menschliche Maß herunterschrauben, jetzt, zweiundzwanzig Jahre nach seinem Tode, und sie werden weiterhin, ohne offizielle Förderung, auch ohne jeden literarischen Betrieb. Und das ist das zweite Merkwürdige an Weinheber und an seinem Weiterleben. Auch für die Literaturwissenschaft war er lange Zeit eine Verlegenheit, auch sie schweigt ihn zum Großteil tot. Es gibt sehr gelehrte Werke über die deutschsprachige Dichtung des 20. Jahrhunderts, die seinen Namen nicht einmal nennen. Andere, die jedes wortwörtliche Gestammel, tiefgründig analysieren und kommentieren, tun ihn mit ein paar Zeilen ab. Weinheber ist für sie etwas Gewesenes. Was war er schon? Ein Epigone! Gewiß, aber einer von der Art, zu der sich Karl Kraus bekennt: „Ich bin nur einer von den Epigonen, / die im alten Haus der Sprache wohnen. / Doch hab ich drin mein eigenes Erleben, / ich breche aus und ich zerstöre Theben.“

Nun ist das Wort Karl Kraus gefallen. Weinheber ist in seiner Sprachzucht, in seiner Sprachkunst ohne Karl Kraus nicht zu verstehen. Darauf hat Friedrich Jenacek in der jüngsten Weinheber-Ausgabe bei Hofmann und Campe hingewiesen. Weinheber ist durch die Sprachlehre und die Sprachzucht von Karl Kraus gegangen. Zu ihm hat er sich immer bekannt, auch in einer Zeit, da ein Bekenntnis zu Karl Kraus mehr als eine Verlegenheit auslösen konnte: „Schreib's des auf, deutsch g'lernt hab i von Karl Kraus.“ Von Kraus her ist auch Weinhebers harter, oft etwas pathetisch klingender Kampf gegen die Verlogenheit und den Verfall der Zeit zu verstehen. Er hat diesen Kampf wie Karl Kraus immer auch als einen Kampf gegen Verlogenheit, die Verlogenheit der Zeit und den Verfall der Sprache gesehen. Aber es soll hier keine literar-



„... SCHULDIG SEIN, SCHULDIG SEIN UND AUCH GERICHTET“ Das letzte Bild Josef Weinhebers ist eine durch Zufall gefundene, teilweise beschädigte Aufnahme, die Fritz Feldner jedoch zu Recht in seinen Dokumentationsband „Josef Weinheber“ übernommen hat, der vom Verlag Das Berglandbuch, Salzburg herausgegeben worden ist.

historische Würdigung Weinhebers gegeben werden; sie sei Kundigen überlassen.

Tatsache ist, daß trotz der Nichtbeachtung des akademischen, des wissenschaftlichen Literaturbetriebes ein neues Weinheber-Bild im Entstehen ist, das auch politisch Weinheber anders wertet. Je größer der Abstand von ihm ist, desto klarer sehen wir ihn in seiner Kunst, in seiner Menschlichkeit, in seiner Kreativität und in seiner Kunstbesessenheit. „Der Schöpfer stirbt, Geschäftenes kommt zu Jahren.“ (Von der Kunst und vom Künstler, „Späte Krone“, 1936.) In einem Leitwort an seine Frau zum Auswahlband „Selbstbildnis“, 1937, hatte er geschrieben: „Über alle Maße aber / liebte ich die Kunst, ich liebte / sie gewisser als mein Dasein. / Tag und Nacht, zu allen Stunden, / träumend, wachend, redend, schweigend, / habe ich die Kunst geliebt. — Was ich angriff, selbst die Sünde / wurde Form in meinen Händen / und ich schonte dieses Herz nicht, / noch am Rande jedes Abgrunds / ein Gedicht ihm zu erpressen. — Einem einzigen Vers zuliebe / hält ich Aug und Hand gegeben, / und um jenes Schöpfer- raumes / willen blieb ich, was ich wurde: / Herr der Nacht und Feind der Zeiten.“

Wer war der Mann, der so von sich sprach? Eine Strophe vorher hatte er in demselben Gedicht bekannt: „Von den sieben Wochentagen / waren zwei dem Wein gegeben, / zwei darauf der Scham und Tod, / angst, / zwei dem Gräbels, und der letzte / Gott, dem jäh die Seele aufschrie.“ Was war das für ein Mann, dem schon sein Name zu einem humorigen, später aber zu einem gar nicht heiteren Symbol geworden war? Der Wein, die Scham, die Angst, das Gräbels und Gott.

In einem Brief aus dem Jahre 1943 hat Weinheber die Substanz seines Lebens und seines Werkes mit den drei Worten bezeichnet: „Einsamkeit, Ungart, Frömmigkeit“. Der Mann, der vielen als Urbild eines heiteren, unbeschwernten Wienerturns gelten mag, der den Trunk und die Geselligkeit liebte, war im Grundzug seines Wesens ein einsamer Mensch. Er stammte väterlicherseits aus dem Landproletariat der näheren und weiteren Wiener Umgebung, mit der Mutter, einer geborenen Wykidal, kam jenes slawische Erbe in sein Blut, das ebenso die melodische als auch die schwermütige Komponente des Wienerturns ergab. Vater, Mutter und drei Geschwister starben früh, an der Wiener Proletariatskrankheit, der Tuberkulose. Als Kleinkind kam er in ein Heim für verwahrloste Kinder, als Halb- und Vollwaise später in das Hyrtl'sche Waisenhaus in Mödling. Wegen einer verfehlten Mathematikschularbeit verlor er den Freiplatz, war Hilfsarbeiter in der Brauerei in Wiener-Neudorf und dann Aushacker in der Roßfleischhauerei seiner Tante in Ottakring. Unter der Bude versteckt hatte er eine griechische Grammatik. Es war ein Proletariatschicksal, wie nur je eins.

Und die Angst hat ihn nie verlassen, die Angst, wieder hinuntergedrückt zu werden in dieses Proletariatsdasein, aus dem er sich mit eiserner Energie und dem unbändigen Glauben an sich selbst emporgearbeitet hatte. Im Hofkabinett in Ottakring schildert er sein Leben. „Durch 20 Jahre! schweigend in die Truh / die ersten Verse; im Petroleumschein — einsamen Denkens große Totenruhe.“ Die Existenzangst hat ihn nie verlassen, auch später nicht, als er als Postbeamter eine bescheidene bürgerliche Existenz gefunden hat, er hat Jahre hindurch in der Hetzgasse das Wiener Telefonbuch betreut. Auch dann nicht, als er durch die Ehe mit Hedwig Krebs ein bürgerliches Heim gefunden hatte. Und schon gar nicht, als ihn der Ruhm anfiel, als man ihn, wie

er schrieb, der „Mengengier in den Rachen warf“. Er wußte immer um seine Gefährdung. Der Wein war ihm nicht nur Befähigung: er wußte, daß der Wein ihn immer tiefer in diese Gefährdung hineintrief. Er war ein schwerer Alkoholiker, der in den letzten Jahren seines Lebens immer wieder Entwöhnungskuren durchmachen mußte. Die Angst vor den Dämonen war für ihn kein literarisches Bild: „Oh, ist das Untere stark! / bis ins Mark, Lebensmark / wirkt und vernichtet! / Brechen die Mächte ein / wirst du schon schuldig sein, / schuldig sein, schuldig sein / und auch — gerichtet.“ Anklage und Urteil in einem. So wie Weinheber seine Einsamkeit durch ein betont burschliches Gehaben überbrücken wollte, so seine Angst, indem er sich den heldischen Mantel umlegte. Wir können heute sehr gut unterscheiden, was heroische Draperie ist und was verdeckte und überdeckte Angst.

Und die Frömmigkeit? Weinheber ist 1919 nach einer schweren religiösen Krise aus der katholischen Kirche ausgetreten. Später dann, bei seiner Heirat, in die evangelische Kirche eingetreten, und als seine Frau während des Krieges zum katholischen Glauben konvertierte, sagte er dem Priester, er werde schon auch kommen, er sei schon auf dem Wege. Er hat diesen Schritt, den er sicher ernst gemeint hatte, nicht mehr vollzogen. Die Erde aber, in der er in seinem Garten in Kirchstetten ruht, ist nach kirchlichem Brauch geweihte Erde. Mit der heroischen Toga legte sich Weinheber gern die heidnische Toga der Stoa um. „Im Aufschau heidnisch-heiterer Gebete“ schritt er durch die Dome und Kirchen Italiens. Und doch glaubte dieser Mann an nichts so fest wie an die Wirksamkeit eines Gebetes zum heiligen Judas Thaddäus, dem er eines seiner ergreifendsten Gedichte in dem Kalenderbuch „O Mensch gib acht!“ gewidmet hat. Seine Marienlieder und Mariengedichte sind nicht knorrige Bauernlyrik, sondern erschütternde Bekenntnisse eines einsamen, heimatlosen und mütterlosen Menschen.

Einsamkeit, Ungart, Frömmigkeit! Den Weinheber dieser Geprägtheit darf man nicht übersehen über dem Weinheber von „Wien wörtlich“, den Weinheber, dessen Verse heute wie Zitate und Sprichwörter im Volke leben. Wenn sich ein Politiker beklagt, daß durch die aus Vertretern der Bundesländer gebildete Regierung Wien zurückgedrängt wird, so zitiert er wie selbstverständlich: „Sie haben uns erobert, Bruck, Gurgl und Gföhl.“ Und manch einem geplagten Manager, der politisch oder wirtschaftlich für die Werbung verantwortlich ist, entringt sich ein Stößeufzer nach Weinheber: „I huast auf d Propaganda, i bettel, wiar i kan.“ Und wie selbstverständlich wird, wenn sich Wiener Kalamitäten zu einem unlöslichen Knoten verwirren, der wienersischen Weisheit letzter Schluß zitiert: „War net Wean, wan net durt, wo ka Gfrett is, ans wurt / denn des Gfrett ohne Grund / gibt uns Kern, halt uns gesund.“ Der Dialekt ist bei Weinheber nicht ein Mittel der Verfremdung, nicht etwas Künstliches, sondern der natürliche Ausdruck der lebendigen Sprache des Volkes. In dieser Sprache, im Dialekt und im Hochdeutschen, das er zwar schwer sprechen, aber mit einmaliger Meisterschaft schreiben konnte, hat er dieser seiner Stadt, diesem seinem Wien ein Lied gesungen, das noch in Generationen klingen und von ihm Zeugnis ablegen wird. Als einer von vielen seinen folgende Verse hier zum Schluß gesetzt: „Melancholie streicht sanft durch die Alleen / liegt als Musik auf den gelösten Lehnen / und steigt du höher, siehst du fern und schön / die heißgeliebte Stadt ins Blau sich dehnen.“ Die „heißgeliebte Stadt“, er war ihr verlängerndes Kind, er ist ihr unvergessener Vätergen.



JOSEF WEINHEBER UND RICHARD STRAUSS

Zu Weinhebers 50. Geburtstag 1942 empfing er die Vertonung zweier Gedichte aus der Hand Richard Strauss' und als größte Ehrung das Ehrendoktorat der Universität Wien.

Josef Weinheber Sämtliche Werke

Neuausgabe in 7 Bänden

Herausgegeben von Friedrich Jenaczek

Diese Neuausgabe soll das literarische Profil Weinhebers durch eine zweckmäßigere und übersichtlichere, zusammenhängende akzentuierende Anordnung deutlich hervortreten lassen und zudem die inzwischen festgestellten Mängel der Erstausgabe berichtigen. „Die von Josef Nadler in Zusammenarbeit mit Hedwig Weinheber 1952 bis 1956 veranstaltete Gesamtausgabe war vor allem hinsichtlich Datierung, Anordnung und Vollständigkeit der Texte unzulänglich. Die Neuausgabe von F. Jenaczek hat diese Mängel sämtlich behoben und die bislang sachkom-

petentesten Anmerkungen beigesteuert, die an mehreren Stellen die Form markanter Problemskizzen annehmen, von denen eine sachorientierte Forschung künftig ausgehen kann.

Das weitesttragende Ereignis dürfte Jenaczeks Nachweis der Beziehungen Weinhebers zu Karl Kraus sein.“

(Germanistik, Tübingen)

Seit 1974 ist auch der literarische Nachlaß Weinhebers zugänglich, sodaß sich der Herausgeber auf die hand- und maschinenschriftlichen Unterlagen stützen kann.

OTTO MÜLLER VERLAG SALZBURG

I K g S

I. BAND: JUGENDWERKE

Lyrik, Drama, Prosa

Erscheint im Herbst 1978

II. BAND: DIE HAUPTWERKE

Neun Bücher Lyrik, 1934–1945

828 Seiten, Leinen, S 420.–, DM 60.–, sfr 70.–

III. BAND: GEDICHTE

außerhalb der Zyklen und Sammlungen

Erscheinungstermin noch unbestimmt

IV. BAND: PROSA I

Theoretische, erzählende und autobiographische Schriften

792 Seiten, Leinen, S 315.–, DM 45.–, sfr 53.–

V. BAND: PROSA II

Romane und Romanfragmente

768 Seiten, Leinen, S 550.–, DM 78.–, sfr 92.–

VI. BAND: BRIEFE

Chronologisch geordnet, 1912–1945

Erscheinungstermin noch unbestimmt

VII. BAND: AUS DEM NACHLASS

Entwürfe, Lesearten, Nachträge

Erscheinungstermin noch unbestimmt



J o s e f W E I N H E B E R

(1892 - 1945)

Zum siebzigsten Geburtstag

Vortragsfolge

Franz Schubert : Quartett, Op. 125, Nr. 1, 1. Satz

Heinrich Zillich: "Und er wird uns immer geheimnisvoller werden"
(Erinnerungen der Freunde Josef Weinhebers)

Josef Weinheber : Leitwort
Gesang vom Manne (IV)
Der Baum
Auf das Vergängliche
Hymnus auf die deutsche Sprache

Konrad Paulis : "Das Gesetz des Gedichtes"
(Erinnerungen der Freunde Josef Weinhebers)

Josef Weinheber : Hymnus auf den Kahlenberg
Impression im März
Die Landpartie
Der Auflauf
Ein Glas Wein
Im Grase
An den Genius Franz Schuberts

Franz Schubert : Quartett Op. 125, Nr. 1, 3. Satz

----- Änderungen der Vortragsfolge vorbehalten ! -----

Mitwirkende : Kammerquartett der Musikfreunde Braunau - Simbach
Lesende: Dr. Haltrich, Prof. Dr. Glechner, Dr. Öhlinger

Literatur : "Bekenntnis zu Josef Weinheber" (Herausgegeben von
Heinrich Zillich) Akad. Gemeinschaftsverlag Salzburg
Adel und Untergang, Hoffmann u. Campe - Hamburg
Späte Krone, Langen - Müller Verlag, München
Wien wörtlich, Langen - Müller Verlag, München
Kammermusik, Hoffmann u. Campe Verlag, Hamburg
Sämtliche Werke (Herausgegeben von Josef Nadler)
Otto Müller Verlag, Salzburg

Freitag, 9. März 1962 Beginn 20 Uhr Freitag, 9. März 1962
Handelskammersaal Handelskammersaal
Eintritt: S 5.- (DM 0,80), Schüler und Jugendliche S 2.- (DM 0,30)

Josef Weinhebers hinterlassener Pallawatsch

Der österreichische Nationalrat soll den Streit der Erben des Dichters entscheiden / Von Gertrud Beer

*Jetzt geh' i's neunte Mal daher aufs G'richt.
Weil der Herr Rat mein Fall net klar gnuas sieht.
Is des net z'dumm?
Mi freut mei Leben net mehr. I bring mi um...*

So sang der österreichische Lyriker Josef Weinheber in seinem populärsten Band „Wien wörtlich“, in dem er das Wien seiner Zeit wörtlich — nämlich in der Mundart — in einem Reigen von Gedichten eingefangen hat.

Es ist, als ob Josef Weinheber in seinen Versen allerlei vorausgesehen hätte. Als die Russen sich im Jahre 1945 Wien näherten, schied er freiwillig aus dem Leben. Knapp vor seinem Freitod hatte er an zwei aufeinander folgenden Tagen zwei Testamente auf Papier gebracht, die nun die Ursache dafür sind, daß seine Erben bis zum heutigen Tage von Gericht zu Gericht laufen. Die einander widersprechenden Entscheidungen der angerufenen Instanzen haben neuerdings sogar zu einem in der österreichischen Justizgeschichte noch nie dagewesenem Schritt geführt: Hedwig Formanek, die Nichte der 1958 verstorbenen Witwe des Dichters, fühlte sich in allen Gerichtsinstanzen benachteiligt und wandte sich nun, „weil sie keinen anderen Ausweg mehr wußte“, mit einer Petition an das österreichische Parlament. Dieses Petitionsrecht ist zwar in der österreichischen Verfassung vorgesehen, wurde aber in der Geschichte der Zweiten Republik bisher niemals praktiziert. Die sozialistische Fraktion — seit dem vergangenen Frühling erstmals in die Rolle der Opposition gedrängt — nahm sich des Falles Weinheber an, weil sie in dem langwierigen Erbschaftsstreit eine Möglichkeit sah, das längst vergessene Petitionsrecht zu reaktivieren.

Acht Jahre lang hatten sich zuvor alle Gerichtsinstanzen mit diesem Fall befassen müssen. Der Sänger der Wiener Vorstadt hat nämlich mit seinen beiden Testamenten einen echten „Pallawatsch“ oder gar eine „Mischkulanz“ (Konfusion, Durcheinander) angerichtet, also gerade das, wovon in seinen Versen so oft die Rede ist:

„War net Wien, wenn net durt, wo ka Gfrett is, ans wurd“, reimte Josef Weinheber fast hellseherisch: Das „Gfrett“ — den Aerger und die Mühe — haben nun seine Erben und die von ihnen jahrelang bemühten Richter.

In diesem Erbschaftsstreit gibt es zwei hartnäckige Parteien: den 25 Jahre alten unehelichen Sohn des Dichters, Christian Janota, dem er zwei Tage vor seinem Tod sein Haus und seinen Grund in dem niederösterreichischen Ort Kirchstetten und die Rechte an seinem literarischen Nachlaß vermacht hat und Hedwig Formanek, die Nichte der verstorbenen Witwe Josef Weinhebers. In seinem zweiten, einen Tag später abgefaßten Testament hatte dieser seine Gattin Hedwig zur Erbin seiner gesamten beweglichen Habe eingesetzt. Bis zu ihrem eigenen Hinscheiden sollte sie überdies die alleinige Nutznießerin seines beweglichen und unbeweglichen Besitzes, einschließlich der Erträge aus seinem literarischen Nachlaß sein.

Diese komplizierten letztwilligen Verfügungen funktionierten kluglos, solange Frau Hedwig Weinheber noch lebte. Als sie 1958 starb, begannen die hinterbliebenen Erben erbittert um den literarischen Nachlaß Josef Weinhebers zu streiten. Hedwig Weinheber hatte den letzten Willen ihres Dichter-Gatten wortgetreu erfüllt und ihrer Nichte nur das ihr seinerzeit selbst zugestandene bewegliche Erbgut — Möbel, Bilder, Bücher und Schmuck — vermacht. Doch Frau Formanek, eine Kriegervitwe, die sich als Buchhändlerin ihren Lebensunterhalt verdient, gab sich mit diesem Erbtell nicht zufrieden und reklamiert als „bewegliches Gut“ auch den noch unveröffentlichten geistigen Nachlaß ihres Onkels und außerdem zwei dem Dichter gewidmete Notenblätter von Richard Strauss, sowie Originalbriefe der Schriftsteller Erwin Guido Kolbenheyer, Börlles von Münchhausen und Leo Perutz.

Ist geistiger Nachlaß „bewegliches“ oder „unbewegliches“ Gut? Über dieser Frage kratzen sich, wie gesagt, seit acht Jahren hohe und höchste Juristen ihre Köpfe, doch die streitbare, nicht blutsverwandte Nichte will nicht aufgeben, obwohl sie die jahrelangen Prozesse finanziell arg belasten.

Die Frauenherren haben schon das „Gfrett“ im

Leben des Dichters gemessen. Mit dem im Eingefalle

älteren Bildhauerin Irmgard Stuart Willfort war er nur kurze Zeit verlobt gewesen, als sie sich wieder von ihm löste. Emma Fröhlich, ebenfalls um drei Jahre älter als er, heiratete Josef Weinheber nach langem Briefwechsel, er verließ sie aber bereits nach einem Ehejahr. Mizzi Sladek, eine waschechte Otto-Kringerin, starb früh. Erst als er die Buchhändlerwitwe Hedwig Krebs heiratete, fand Weinheber, bis dahin ein subalternen Postbeamter, aus seiner gedrückten Existenz in einem Wiener Vorstadtkabinett heraus. Er quittierte auf Wunsch seiner Frau den Dienst bei der Post. Mit seinem Band „Adel und Untergang“ (1934) begann sein Aufstieg. Das nationalsozialistische Regime baute Josef Weinheber goldene Brücken, aber „Gfrett“ gab es auch hier genug. Der Urwienener verstand sich mit den neuen Herren reichlich schlecht und nahm kein Blatt vor den Mund, so daß es an lärmenden Konflikten nicht fehlte. Dennoch glaubte der Wiener Mundartdichter, daß mit dem Ende des Dritten Reiches auch seine Tage gezählt seien und wählte, nur 53 Jahre alt, den Freitod. In seiner 1939 geschriebenen „Sinfonie Domestica“ nimmt er vorausahnend schon Abschied von seinem Leben:

„Der Wald steht wie ein Wächter, mein Haus, mein Grund, meine Art. Für kommende Geschlechter sei's aufbewahrt — ein Rest bleibt ungesagt ...“

Erschütternden Abschied nahm er im März 1945 auch von seinem Sohn. Die Mutter seines einzigen Kindes ist nicht seine angetraute Frau Hedwig, sondern Gertrud Janota, damals eine Linzer Philologiestudentin, die er bei einer Dichterlesung kennen und lieben lernte. Der Großmut der betrogenen Ehefrau

verdankt die österreichische Literatur zahlreiche noch unveröffentlichte Liebesbriefe, die während dieser Liaison geschrieben wurden.

Der Nationalrat, der in seiner Sommersession eine wahre Flut von Gesetzesvorlagen, die während der abgelaufenen Koalitionsära liegengeblieben waren, zu erledigen hatte, sah sich mit einiger Verblüffung dem Problem des Weinheber-Testaments gegenübergestellt. Vielleicht hätte der prominente Erblasser, wenn er noch reden könnte, in diesem Streit mit den Worten seines „Biertipplers“ reagiert:

Wenn i, verstehtst, was z'reden hätt, i schaffert alles a. / Was brauch ma denn des alles, net? / Is eh gnuas da.

Für ihn war es offensichtlich zu spät, um „alles abzuschaffen“, und so ist nun der Fall Weinheber von der Mühle des Gerichts in diejenige des Parlaments geraten. Die Abgeordneten beschlossen das für sie Einfachste: Sie wiesen den Erbstreit dem Justizausschuß des Nationalrats zu. Dort lagert die schwierige Causa Weinheber noch heute, wahrscheinlich weil sich in der Praxis schon öfters gezeigt hat, daß sich besonders komplizierte Fälle durch längeres Liegenlassen von selbst erledigen.

Die beiden streitenden Parteien sind allerdings nicht gesonnen, von ihren Standpunkten abzurücken. Einig sind sie sich nur in einem Punkt: Beide Erben wollen den Nachlaß des Dichters dereinst der österreichischen Nationalbibliothek vermachen. Nur: Was zwischen heute und „dereinst“ mit den Kisten voll Weinhebermanuskripten und den Rechten und Erträgen der veröffentlichten Weinheber-Lyrik geschehen soll, darüber wird noch lange Jahre gestritten werden, „weil der Herr Rat den Fall net klar gnuas sieht“.